

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **70 (1990)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Elsbeth Pulver

Schatten. Entwurf einer komplexen Geistesgeschichte

Zu einem vergessenen Buch von Karl Schmid

«Die europäische Menschheit hat sukzessive die Kategorie des Sinnes durch diejenige des Zweckes ersetzt.» K. S.

I.

«Hochmut und Angst. Die bedrängte Seele des Europäers» — das Buch von *Karl Schmid* steht seit Jahren, nein, seit Jahrzehnten in meinem Büchergestell, das Wortpaar des Titels auf Augenhöhe, eine Verbindung, die mich nicht befremdet¹. Dass Hochmut (ein durch Leistung nicht recht abgedeckter Stolz?) als Schutz dient gegen Angst, eine vielleicht glänzende, aber bröckliche Fassade, das begreift man, von allen Seiten belehrt durch populärpsychologische Literatur, ja heutzutage ohne weiteres.

Unter allen Büchern Karl Schmid's ist es das einzige, das ich nicht häufig konsultiere; ich glaubte sogar, es nie gelesen zu haben. Und staunte also nicht schlecht, als ich es letzten Herbst, eher zufällig, zur Hand nahm: die angestrichenen Stellen bewiesen das Gegenteil. Aber wann nur habe ich es gelesen? Und habe ich es vergessen, nicht verstanden, verdrängt — oder so gut rezipiert, dass der Inhalt in die Formel des Titels zusammenschoss?

Erschienen 1958, entstammt das Buch einer Zeit, die — gerade was die aussenpolitische Situation angeht — mit der unseren nicht mehr viel zu tun hat. Der kalte Krieg, damals in vollem Gang, scheint sich nun doch dem Ende zu nähern; der Feind ist uns abhanden gekommen. Und dennoch (oder deswegen?) lässt das Buch von Schmid (gedruckt noch auf dem leicht holzhaltigen Papier von damals) mich nicht los. Noch heute ist die ungewöhnliche Stossrichtung seines Denkens anregend — irritierend im besten Sinn.

In unzulässiger und doch notwendiger Vereinfachung ein paar Stichworte zum Inhalt. Schmid unternimmt in diesem Werk (es ist eines seiner frühesten) den Versuch, mit den Einsichten und Methoden der Tiefenpsychologie die geistige und politische Situation der Zeit zu durchleuchten.

Statt Hochmut und Angst könnte der Autor auch die Begriffe Verdrängung und Projektion einsetzen; der psychologische Kontext wäre dann klar, das Vorgehen auf einen Nenner gebracht. Aber er hat Grund, nicht diese Begriffe zu verwenden; denn obgleich er den Gedanken C. G. Jungs folgt, bleibt sein Standpunkt der des psychologisch geschulten Historikers.

So sieht er Europa als einen alternden Organismus, mit den gleichen Eigenschaften, wie sie dem alternden Individuum eigen sind; als zwei verhältnismässig junge Mächte stehen Russland und Amerika in bedrohlicher Nähe, die Unsicherheit und Angst erzeugt. Angst verbirgt sich hinter dem hochmütigen Stolz auf die abendländische Kultur, Angst schützt sich mit den bekannten Abwehrmechanismen, zu denen die Konstruktion fester Feindbilder gehört. Was der Europäer an Russland und Amerika ablehnt, ist (gesehen mit einem Blick, der unter die Oberfläche dringt), nicht das Wirtschaftssystem und nicht die Ideologie, sondern (und das erlaubt dem Autor, die beiden Grossmächte zusammen zu sehen) die zunehmende Technisierung und die wachsende Tendenz der Vermassung. Aber nicht das Was ist hier entscheidend, sondern das Warum. Denn wenn der Europäer sich darauf beruft, «anders» zu sein als die Nachbarn, nämlich individualistisch, getragen von einer alten Tradition, übersieht er, dass das, was er bei den andern fürchtet, auch in ihm selber ist. Die Technisierung, damals in Amerika weitergetrieben als hier, ist Endprodukt einer Entwicklung, die in Europa begonnen hatte: der Weltbeherrschung mit dem Mittel der Ratio (die auch eine Weltbeherrschung im politischen Sinn geworden ist), jenes gewaltigen, spätestens mit der Aufklärung einsetzenden Dissoziationsprozesses im menschlichen Bewusstsein, der Ablösung des Rationalen von den Kräften des Irrationalen. Nicht ohne Grund interpretiert Schmid die Angst vor den russischen Massen als Angst vor dem verdrängten Irrationalen im eigenen Inneren.

Mit anderen Worten: wie das Individuum hat auch das Kollektiv sein Unbewusstes, seine Verdrängungsmechanismen, das, was C. G. Jung mit einem unvergesslichen und unersetzlichen Bild den «Schatten» nennt. Und wie das Individuum wird das Kollektiv bedrängt von dem, was es in sich selber nicht wahrhaben will und doch wahrnehmen müsste. In den Worten Schmidts: *«Seinen Schatten wahrnehmen heisst: wahrnehmen, was das Ich-Bewusstsein üblicherweise nicht ins Auge fasst und nicht wahrhaben will; wahrnehmen, was man an seelischen Möglichkeiten und Anlagen nicht verwirklichte; wahrnehmen, was man sich selber schuldig blieb und womit man sich oft genug auch gegen aussen verschuldete.»*

Dass Einsichten, die in der Individualpsychologie als einigermaßen gesichert scheinen, auch für das Kollektiv gelten, das ist rein rational und im Massstab 1:1 nicht zu beweisen, die Argumentation Schmidts also ein riskantes Unternehmen — und doch überzeugend. Den kollektiven Feindbil-

dern vor allem (ein Problem des Alltags wie der grossen Politik) ist ohne tiefenpsychologische Sonde nicht beizukommen. Und gerade die Zeit des kalten Kriegs ist eine Epoche der Feindbilder, die sich, im Lichte tiefenpsychologischer Vernunft, längst ins Gespensterhafte hätten auflösen lassen. Aber diese Vernunft — mit der technokratisch-rationalen nicht identisch — ist schwer zu akzeptieren, da sie eigene Ängste berührt.

Schmid zeichnet Europa als einen verschatteten Kontinent, beladen mit historischer Schuld, die, verdrängt und gelegnet, den Schatten noch vertieft. Dem Fortschrittsglauben, der bei uns weit über die fünfziger Jahre hinaus fast ungebrochen herrschte, hält er die unbequeme Überzeugung entgegen, eine Zukunft könne es nur geben, wenn auch die verschattete Vergangenheit einbezogen werden: *«Was wir an Amerika und Russland so vordringlich wahrnehmen und leidenschaftlich ablehnen, ist genau dasjenige Dunkle, das wir in der europäischen Vergangenheit zu erblicken hätten . . . : Die Entwürdigung der menschlichen Person, der Missbrauch der intellektuellen Macht und die Verschacherung der Seele an die Rationalität.»*

II.

«Hochmut und Angst»: von allen Büchern Schmidts ist, wie mir scheint, dieses am schlechtesten rezipiert worden. Erging es anderen Lesern wohl wie mir: sie lasen, strichen Stellen an, vergassen? Das hat seinen Grund, auch im Buch selber, in dessen umfassendem Anspruch — und wohl auch darin, dass es verhältnismässig wenig auf konkrete Begebenheiten Bezug nimmt. Wie anders traf der Autor ein paar Jahre später mit «Unbehagen im Kleinstaat» (1964) ein Lebensgefühl! Es ist leichter, die kleinstaatliche Enge der Schweiz zu beklagen oder zu leugnen, als sich auf die Denkrichtung von «Hochmut und Angst» einzulassen, die immer auch das Wahrnehmen des eigenen Schattens voraussetzt. Doch kein Zweifel: das Grundthema von «Hochmut und Angst» war für Schmid zentraler, führt tiefer in sein Denken als die Problematik der Kleinstaatlichkeit. Die Dissoziation des menschlichen Bewusstseins, die wachsende Kluft zwischen dem rationalen und irrationalen Bereich, zwischen Begriff und Bild, hat ihn zeitlebens umgetrieben; der Versuch, beides erneut zu verbinden, die verlorene Einheit wiederzugewinnen, das war sein Thema und sein Ziel. Die Lehre Jungs hat ihm dazu vermutlich den Anstoss gegeben, ihr verdankt er sein Instrumentarium, und dass er, wie kaum ein anderer Geisteswissenschaftler dieser Zeit, sich so intensiv mit der Tiefenpsychologie befasst, ist um so bemerkenswerter, als er sich selbst keiner Therapie unterzog und nicht zur Jung-Schule gehörte. Sein Standort blieb der des Historikers; es waren geistesgeschichtliche und auch politische Prozesse, die ihn beschäftigten. Und der Ort seines beruflichen Wirkens — die Eidgenössische Technische

Hochschule, als deren Rektor er, ein Vertreter der geisteswissenschaftlichen Abteilung, sogar amtierte —, diese Hochburg der rationalistischen Methoden, hat seine Aufmerksamkeit für die wachsende Desintegration des menschlichen Bewusstseins geschärft — aber auch den Willen gestärkt, in seinem Werk das Getrennte zu verbinden.

Das entsprach durchaus nicht dem Trend der Zeit, auch in der Literatur nicht. «*Lies keine Oden, mein Sohn, lies die Fahrpläne, sie sind genauer*» — die berühmten Verse *Hans Magnus Enzensbergers*, erschienen etwa zu gleicher Zeit wie «Hochmut und Angst», stellten ein weithin gehörtes Signal dar, einen Auftakt zur Politisierung der Literatur in den sechziger Jahren. Die Vermutung, auch Oden könnten lebensnotwendig sein, gewann erst in den siebziger Jahren wieder Kraft.

Eine postume Sammlung von Aufsätzen Karl Schmidts, herausgegeben von *Hermann Burger*, trägt den Titel: «Das Genaue und das Mächtige»². Unter diesem Begriffspaar hat der Autor die in «Hochmut und Angst» bereits skizzierten Gedanken weiterentwickelt, aber gewiss nicht zu Ende gedacht. Die zunächst befremdliche Wortwahl scheint mir bezeichnend: es sind Begriffe, die sich leicht zum Bildhaften öffnen, ohne doch ganz zu Bildern zu werden. Immer wollte Schmid beides: genau sein — und doch offen bleiben für das, was er als das letztlich nicht definierbare «*Mächtige*», das Unbewusste, Elementare, erfuhr; aus beidem sollte sich das ergeben, was er als «*komplexe Geistesgeschichte*» bezeichnete. Deren Grundriss, kein Zweifel, findet sich bereits in «Hochmut und Angst» entworfen.

Dort liest man den wunderbaren Satz: «*Nicht die Bilder hinken, die Begriffe tun es*». Voraussetzung der komplexen Geistesgeschichte, die er intendiert, war es ja, dass sich die Begriffe nie ganz von der Tiefenschicht der Bilder lösen durften. Wiederum in den Worten Schmidts, und in unmittelbarer Nähe zur geistigen Welt Jungs: «*die Begriffs-Söhne an der Hand der Mutter-Bilder*». Aber liesse sich — auf die Arbeitsweise Schmidts bezogen — dieser Satz nicht auch umkehren? Er wollte das Rationale nicht isolieren; aber ebensowenig konnte er die Bilder ganz von der (väterlichen?) Kontrolle der Begriffe befreien. Im erneuten, rückblickenden Umgang mit seinem Werk kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, der dauernde Versuch, das Gegensätzliche und Getrennte zu verbinden, habe zu einer kaum erträglichen inneren Spannung, einer wahrhaften Zerreißprobe geführt. Seinen Entscheid, das Präsidium des Wissenschaftsrats zu übernehmen, begründet Schmid mit dem unheimlichen Satz (unheimlich, weil die Steigerung des Gegensätzlichen beinhaltend): «*Entscheid für die Aktivierung und Intensivierung des rational Genauen — um das Sensorium für das ungenaue Mächtige aufzuladen.*»

Kann man das in sich vereinen: an wichtiger Stelle das Etablierte und die Gesellschaft vertreten (als Professor, Präsident des Wissenschaftsrats, Offi-

zier) — und zugleich so aufmerksam auf das achten, was, nie kontrollierbar, aus der Tiefenschicht der Bilder kommt?

III.

Damit aber bin ich unversehens in den Kreis eines anderen Buches geraten, das mir erst während der Beschäftigung mit «Hochmut und Angst» in die Hände kam. Es sind die Aufzeichnungen von *Elsie Attenhofer*, der Lebensgefährtin Karl Schmid: «Réserve du Patron. Im Gespräch mit K.»³ Der Titel (und das ist bezeichnend für die Tonart des Bandes) ist vertraulich und distanziert zugleich; er lässt etwas von der Abwehr ahnen, die der «Patron», eben Karl Schmid, gegen die Öffnung der Privatsphäre bekundete. Seinen Nachlass wollte er vernichtet oder doch nicht veröffentlicht wissen, ein Wunsch, den die Nachkommen nach seinem Tode 1974 nicht erfüllten (der «öffentliche» Teil des Nachlasses befindet sich im Archiv für Zeitgeschichte).

Ein Buch dieser Art: eine heikle Aufgabe also auch für die Lebensgefährtin, eine Gratwanderung zwischen Verschweigen und Indiskretion. Auch wenn Elsie Attenhofer oft aus sehr persönlichen Briefen zitiert: sie achtet die «Réserve du Patron», geht mit dem Privatleben ihres Mannes taktvoll um; es geht ihr offensichtlich nicht darum, die Geheimnisse einer Ehe zu verraten und zu analysieren. Was also will sie? Den Partner im Rückblick besser verstehen, die Schatten einer Beziehung aufhellen, die zu klären das Leben (also auch ihre eigenen Aktivitäten als Kabarettistin und Schauspielerin; mit künstlerischer Arbeit, dramatischen Werken) keine Zeit liess.

Es scheint mir bezeichnend, dass die Verlobungszeit und die ersten Ehejahre auch in Briefzitatzen am ausführlichsten zur Sprache kommen: als Erfahrung der grössten Gemeinsamkeit, trotz äusserer, kriegsbedingter Trennung; das hellste Glück vor dunklem Hintergrund, gestärkt vermutlich durch die Verwandtschaft der Partner im Zeitgefühl und im Patriotismus. Die Gegensätze brechen später auf und werden nicht verschwiegen. Ein Buch der Schatten also auch dies, jener Schatten in einer menschlichen Beziehung, die sich nie völlig erhellen lassen. Das weiss auch die Autorin, sie begnügt sich mit Andeutungen, wo andere mit Analysieren nicht hätten aufhören können. Wer also eines der modischen Abrechnungsbücher erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Und falls junge Feministinnen einen kleinen Triumph verspüren, auch bei dieser berühmten Vaterfigur im schweizerischen Geistesleben alte patriarchale Verhaltensweisen zu entdecken, mögen sie bedenken, dass die heutigen Beziehungen zwischen den Geschlechtern zwar anders, aber nicht leichter geworden sind. Die Schatten wechseln die Form — aber sie bleiben, eine Aufgabe für jede Generation. Dass die Ehe, die Elsie Attenhofer erinnernd und fragend darstellt,

nicht nur durch den Gegensatz zwischen den Partnern belastet war (zwischen einem extravertiert-leichtlebigen und einem schwerblütig-melancholischen Naturell), sondern auch durch patriarchale Besitzansprüche des Mannes und durch untergründige Rivalität, das ist freilich nicht zu übersehen. Der Mann, den die Schatten im kollektiven Leben bedrängten, kannte auch die seiner individuellen Biographie.

IV.

Habe ich mich vom sachlichen Kontext allzu sehr ins Private einer Biographie, einer Lebenssituation ablenken lassen, die doch dem Aussenstehenden Geheimnis bleibt? Der Umweg, meine ich, führt zum Ausgangspunkt zurück. Und also zur Frage, um die man nicht herumkommt, liest man, drei Jahrzehnte nach dem Erscheinen, ein Werk dieser Art wieder und neu: Was hat es für einen Bezug zu unserer Gegenwart? Wozu kann es uns heute dienen, ist es noch brauchbar? Die Antwort kann ohne Wenn und Aber gegeben werden:

Das Buch ist, erstens, ein unschätzbares Dokument jener Zeit, die offenbar gerade jetzt anfängt, Vergangenheit zu werden: des Kalten Kriegs; doch es kommt, im Sinne der von Karl Schmid so geliebten Gegenläufigkeit, gleichsam aus dem Untergrund dieser Epoche; es formuliert, was damals unterdrückt wurde, es analysiert den gewaltigen Verdrängungsprozess, in dessen Verlauf jene kollektiven Feindbilder entstanden, die erst jetzt allmählich zerbröckeln. Dass der Autor dabei kaum explizit von Kalten Krieg redet und nicht nur den grossen Feind Russland, sondern auch den grossen Bruder Amerika in die Überlegungen einbezieht, ändert an der Brauchbarkeit seiner Analyse nichts, im Gegenteil. Und wenn (es ist nicht daran zu zweifeln) in den nächsten Jahren die Phase des Kalten Kriegs zum Gegenstand unserer Vergangenheitsbewältigung wird, dann dürfte «Hochmut und Angst» dabei von grösstem Nutzen sein: weil darin klar, aber nicht besserwisserisch, der Hintergrund oder Untergrund jener Zeit analysiert wird — und zwar von einem, der nicht nur die Splitter im Auge des anderen sieht, sondern auch um die Schatten im eigenen Leben weiss.

Aber das Buch kann uns nicht nur bei der Erhellung der Vergangenheit hilfreich sein, sondern auch im Hinblick auf die Zukunft, jene Zukunft, die den Namen Europa trägt. *«Den auf europäische Integration gehenden Ideen wohnt ein ungemein starker Wille nach Rationalisierung des Erdteils inne, genau so, wie der Betriebswissenschaftler die unbefriedigende Wirtschaftlichkeit eines industriellen Unternehmens durch rationalisierende Massnahmen zu erhöhen unternimmt»* — so sah es Karl Schmid 1958, und er konnte noch nicht ahnen, wie stark sich die wirtschaftliche und damit eine ausgeprägt rationalistische Denkweise durchsetzen würde. Sie dominiert gegenwärtig den Europagedanken. Im Werk Karl Schmid, nicht nur in «Hochmut und

Angst», finden wir ein gegenläufiges Denken, komplementäre Werte, die den herrschenden, scheinbar unaufhaltsamen Trend korrigieren könnten. Dabei beruft er sich nicht etwa auf die kulturelle Tradition Europas (wie dies der restaurativen Zeit der fünfziger Jahre so sehr entsprochen hätte): er beschwört die *Schatten* der Geschichte, das Unaufgehellte, Schwerblütige, die Schuld, die auf den Nationen und auf dem Kontinent lasten. Bei der Lektüre von «Hochmut und Angst» wird uns auf eine ganz neue Art bewusst, wie sehr wir im Planen von Europa die Dissoziation des menschlichen Bewusstseins weitertreiben, das Irrationale übersehen, zurücklassen wollen. Dass wir in den letzten Monaten ein unerwartetes und kaum kontrolliertes Aufflackern alter Nationalgefühle erlebten, die viele für veraltet und längst überwunden hielten, das ist nur ein Beispiel für die Gefahr, die ein einseitig rationales Denken nährt.

Postskriptum

Und also lohnt es sich, die Bücher von Schmid zu lesen, wiederzulesen. Beispielsweise «Hochmut und Angst». Man begeben sich in die Bibliothek, stöbere in den eigenen Beständen, vielleicht hat man Glück. Denn sonst lassen sie sich nicht leicht finden: sie sind (bis auf eine Ausnahme) vergriffen. Als ob Menschen wie die Karl Schmid bei uns zu Dutzenden herumliefen! Als ob wir auf den Diskurs über die Gegenwart, den er führte, gerade heute so leicht verzichten könnten. Eine Auswahl aus seinem Werk sollte eigentlich immer greifbar sein, und darin dürften die wichtigsten Passagen aus «Hochmut und Angst» nicht fehlen.

¹ Karl Schmid, *Hochmut und Angst. Die bedrängte Seele des Europäers*. Artemis, Zürich 1958. — ² *Das Genaue und das Mächtige. Aufsätze und Reden*. Herausge-

geben von Hermann Burger. Artemis, Zürich 1977. — ³ Elsie Attenhofer, *Réserve du Patron*. Im Gespräch mit K. Rothenhäusler Verlag, Stäfa 1989.

Atlas der schweizerischen Volkskunde

Zum Abschluss eines Grundlagenwerks

1989 ist ein grosses sozial- und kultur-anthropologisches Werk, der *Atlas der schweizerischen Volkskunde* (ASV), fertiggestellt worden. Dabei handelt es

sich um die von kommentierenden Texten begleitete kartographische *Darstellung einer Vielzahl charakteristischer Äusserungen der volkstümlichen All-*

tags- und Festtagskultur unseres Landes. Begründet wurde dieses bedeutende Unternehmen von *Paul Geiger* (1887—1952) und *Richard Weiss* (1907—1962). *Walter Escher, Elsbeth Liebl* und *Arnold Niederer* haben die anspruchsvolle Arbeit weiter- und nun zu gutem Ende geführt.

Anlage und Werden des ASV

Das Kartenwerk mit Kommentar, aufgeteilt in 17 Lieferungen, zählt 292 ein- und zweifarbigere Karten, dazu 11 Karten im Text und 2417 Seiten Kommentar. Der *Einführungsband*, verfasst von Richard Weiss, erläutert die Richtlinien, nach denen die Erhebungen erfolgt und die Karten gezeichnet worden sind. Er enthält auch den Katalog mit den 150 Fragen, die an 414 sorgfältig ausgewählten und mit Kennzahlen versehenen Orten in der ganzen vier-sprachigen Schweiz von dort ansässigen Gewährsleuten zu beantworten waren. Mit dieser persönlichen Befragung, die in den Jahren 1937 bis 1942 durchgeführt worden ist, sind damals volkskundlich geschulte Exploratoren betraut worden. In der Folge galt es, die rund 100000 nach Fragen und Belegorten geordneten Kartothekblätter quellenmässig genau in Karten umzuzeichnen. Dies geschah in Punktmanier, weil eine flächenmässige Darstellung zwar schnellere Übersicht ermöglicht, jedoch eine zu starke Verallgemeinerung bedeutet hätte. Die Ergebnisse wurden in leicht lesbare Signaturen übertragen, welche Verbreitungsräume, Verdichtungen und Trennlinien gut erkennbar machen.

So ist denn ein deutliches und deutbares *Bild schweizerischen Volkslebens und schweizerischer Volkskultur in der*

ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden. Was aber ist denn eigentlich Volksleben und Volkskultur? Gemeint sind die Lebens- und Kulturäusserungen der Vielen, so wie sie fassbar werden in Überlieferungen, in Sitten, Bräuchen und Gewohnheiten von Gemeinschaften und Gruppen mit den diesen eigenen Wertsetzungen und Verhaltensweisen. Ganz bewusst sind daher die Fragen im erwähnten Katalog nicht vornehmlich im Hinblick auf das spektakuläre Festtagsbrauchtum, sondern auf das alltägliche Tun und Lassen gestellt worden. Sie erkundigen sich also nach dem Haus-, Orts- und Arbeitsleben, nach ortsüblichen Nahrungs- und Genussmitteln, Kleidung, Spiel und Sport, Erzähl- und Lesestoffen, Heilpraktiken, Bräuchen bei Geburt, Hochzeit und Tod, nach Wissen und Glauben und vielem andermehr. Die erhaltenen Antworten und Auskünfte der Gewährsleute bilden mithin das Grundlagenmaterial des ASV.

Eine überaus wertvolle und willkommene Hilfe sind die *Kommentar-Beigaben*. Diese kenntnisreich abgefassten Texte erleichtern die Interpretation der kartographisch erfassten Daten und erhellen deren Umfeld durch präzise sachliche Erläuterungen und vielfältige Anmerkungen. Hier war es auch möglich, da und dort über die Kartenfaktizität hinaus auf gewisse Veränderungen und neuere Erscheinungsformen hinzuweisen. Zudem wird die «funktionelle Betrachtungsweise» der modernen Volkskunde erkennbar, welche den Dingen ihre Bedeutung für den Menschen, bzw. die Einstellung des Menschen zu den Dingen zur Evidenz bringt.

Die Erstellung eines *Registers* zum gesamten Atlas ist vorgesehen.

Bedeutung des ASV

Man mag nun freilich bemerken, dass die lange Entstehungszeit des umfangreichen und vielschichtigen Werks dazu geführt hat, dass in ihm uns Heutigen eine Übersicht vielfach bereits historisch gewordener volkskundlicher Fakten vermittelt wird, sind doch seit ihrer Beschaffung rund fünfzig Jahre verflossen! Dazu ist festzuhalten, dass solche «Verspätungen» fast allen grösseren Publikationen eigentümlich sind, die relativ schnell sich wandelnde Untersuchungsgegenstände vorlegen. (Man denke dabei nur etwa an Wörterbücher und Sprachatlanten!) Davon unberührt vermag aber der nun festgestellte Atlas der schweizerischen Volkskunde anhand einer zusammenhängenden kartographischen Darstellung fürs erste *die vielfältigen Beziehungen zwischen Sprach-, Konfessions- und Kulturräumen* aufzuzeigen und so die immer noch weitverbreitete Meinung, dass Sprache und Kultur eine feste Einheit bilden, zu widerlegen. Denn gerade die Volkskultur folgt sehr oft anderen und /oder bisweilen älteren Raumbildungen als die Verbreitung der heutigen Nationalsprachen. Richard Weiss hat das bereits nachgewiesen in seiner am 16. November 1946 an der Universität Zürich gehaltenen Antrittsvorlesung zum Thema «*Die Brünig-Napf-Reuss-Linie als Kulturgrenze zwischen Ost- und Westschweiz auf volkskundlichen Karten*».

Ein zweiter Nutzen des ASV liegt darin, dass seine Karten die wichtige und einschneidende Zäsur deutlich werden lassen, die zwischen der ersten und zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts liegt. Die Nachkriegszeit hat ja der Schweiz einen ungeahnten Aufbruch, eine Öffnung und Mobilität

gebracht, welche wesentliche materielle und geistige Umgestaltungen in allen Bereichen und eine stets noch fort-dauernde Auseinandersetzung mit Neuem zur Folge hatten. Der ASV ermöglicht also sozusagen «in zweiter Lesung» den *Vergleich zwischen dem Heute und der ersten Jahrhunderthälfte in Hinsicht auf die mannigfaltigen Äusserungen der Volkskultur*. Was ist verschwunden, was hat sich, allenfalls in modifizierter Form, erhalten, was ist neu entstanden? Untersuchungen aufgrund des Atlasmaterials werden zweifellos zur Beantwortung dieser Fragen beitragen und haben das auch schon getan. So ist denn der ASV ein unentbehrliches tiefgründiges Quellenwerk der Volkskunde und wird es langezeit bleiben. Dank und Anerkennung gebührt den verstorbenen Begründern Paul Geiger und Richard Weiss für ihren Mut und ihre Tatkraft, dieses grosse Unternehmen geplant und ins Werk gesetzt zu haben, Dank und Anerkennung aber auch denen, die es unentwegt, mit Sorgfalt und Hingabe weiter betreut und ans erstrebte Ziel gebracht haben!

Ein Beispiel aus dem ASV

Zum Thema «*Spielkarten — Kartenspiele*» sind im ASV die Angaben zu mehreren Fragen kartographisch dargestellt und eingehend kommentiert worden. Als Beispiel diene das Blatt 1/141a, bearbeitet von Walter Escher. (Leider kann das Blatt hier nicht reproduziert werden, weil es infolge der nötigen Verkleinerung unlesbar würde.) Die Karte zeigt, wo mit «deutschen» und wo mit «französischen» Karten gespielt wird. Deutlich lassen sich drei Hauptverbreitungsgruppen unterschei-

den. Die «deutschen» Karten (Eicheln, Rosen, Schellen, Schilten) sind gebräuchlich im Zürichbiet, in Schaffhausen und in der ganzen Ostschweiz — mit einigen Ausnahmen im Thurgau —, weiter in der Innerschweiz und im Kanton Glarus. Die «französischen» Karten (carreau/Ecken, cœur/Herz, pique/Schaukel, trèfle/Kreuz) haben ihr Verbreitungsgebiet in der Westschweiz, aber auch im Kanton Graubünden, im deutschen Teil des Wallis und in Freiburg, ebenso in den Kantonen Bern, Solothurn und Basel, zudem ungefähr in der Hälfte des Aargaus. «Die Grenze zwischen deutschen und französischen Karten», so ist im Kommentar nachzulesen, «deckt sich ganz genau mit der Ostgrenze des Kantons Bern, die hier zugleich Konfessionsgrenze ist, von der Grimsel bis zur Nordwestecke des Kantons Luzern, um weiterhin der Kantonsgrenze zwischen Luzern und dem Aargau zu folgen bis zum Hallwilersee. Von hier an durchschneidet sie, die Kantonsgrenze verlassend, den Aargau in der Richtung Mellingen und folgt von dort an dem Lauf der Reuss und der Aare. Wir finden eine überraschende Kongruenz mit der seit 1798 aufgehobenen Grenze des Herrschaftsgebietes des Alten Bern gegen die Gemeinen Herrschaften Grafschaft Baden und die Freien Ämter. Im ehemaligen bis 1803 österreichischen Fricktal spielt man ebenfalls mit französischen Karten. Wenn jenseits der alten Bernergrenze der alte Messeort Zurzach französische Karten aufweist, so wohl deshalb, weil sich Zurzach an die Messebesucher aus dem Bernbiet angepasst hat.»

Diese Angaben machen deutlich, wie sehr in manchen volkskulturellen Fakten auch Historisches aufscheint. Ein drittes Spielkartengebiet, nämlich der Kanton Tessin und die bündnerischen Südtäler, wird «beherrscht» von den «italienischen» oder «Tresett»-Karten. Sie weisen die französischen Farben auf. Bild- oder Figurenkarten sind *re*, *regina* und *fante*. Endlich erscheinen hauptsächlich im Bündner Oberland noch die Tarockkarten mit französischen Farben und vielartigen Bildern.

Gewiss, mit dem Nachweis dieser Spielkartenlandschaften ist über die Spieler selbst, über deren Einstellung zum Spiel und Spielgewohnheiten noch nichts ausgesagt. Solches kann und will ein Volkskundeatlas zunächst auch gar nicht leisten, ebensowenig wie ein geographischer Atlas unmittelbar wirtschaftliche und soziologische Einsichten zu vermitteln vermag. Der ASV stellt aber die *Grundlagen* zur Verfügung, die mit Beizug der Kommentare erst die gründliche wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Volksleben und der Volkskultur in ihrer zeitlichen und räumlichen Bezogenheit möglich machen.

Schliesslich beweist die Volkskunde als Wissenschaft vom Menschen mit der Herausgabe dieses Atlaswerks ein stolzes Selbstverständnis, denn sie zeigt hier auf, wie gerade die bescheidenen, oft unspektakulären menschlichen Daseinsäusserungen den Willen der Vielen bezeugen, den Dingen bewusst zu begegnen, Alltag und Festtag zu bestehen und zu gestalten.

Walter Betulius

Der Briefwechsel eines Vergessenen

Ludwig Fulda (1862–1939)¹

Golo Mann bezeichnet in seinem Vorwort zum von *Bernard Gajek* und *Wolfgang von Ungern-Sternberg* vorzüglich edierten Briefwechsel von *Ludwig Fulda* diese Ausgabe «als ein wenig späte Gerechtigkeit für den Vergessenen» und schliesst dann mit dem melancholischen, aber in Anbetracht der zahlreichen Verdienste Fuldas für das literarische Leben seiner Zeit mehr als wahren Satz: «Nur leider hat er nichts mehr davon.»

Ludwig Fulda wurde am 15. Juli 1862 in Frankfurt am Main als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren. Er studierte Germanistik, verzichtete nach ersten schriftstellerischen Erfolgen besonders als Dramatiker auf eine wissenschaftliche Laufbahn. Fulda traf mit seinen Stücken den Ton der Zeit, der Vergleich mit August von Kotzebue bietet sich an. Im April 1933 erhielt er auf Grund seiner Verdienste für das Wiener Burgtheater, dessen am meisten gespielter lebender Bühnenautor er war, den Ehrenring. Nach 1933 freilich durften Fuldas Stücke in Deutschland nicht mehr gespielt werden. Während seine schriftstellerischen Leistungen von der literarischen Kritik kaum anerkannt wurden, erwarb er sich als Übersetzer, durch seine Tätigkeit im SDS, als Mitbegründer und erster Vorsitzender des deutschen PEN-Zentrums, sowie schliesslich als Mitglied der Preussischen Akademie, aus der er 1933 als Jude ausgeschlossen wurde, in der damaligen literarischen Welt hohes Ansehen.

Fulda war aber gleichzeitig als assimilierter Jude der typische Exponent

jenes Teiles des deutschen liberalen Bürgertums, der das geistige und kulturelle Leben zwischen 1880 und 1933 entscheidend mitgeprägt haben und der 1933 zum Schweigen gebracht wurde. Die Bedeutung dieser Gruppe innerhalb des deutschen Judentums ist, weil sie sich politisch entweder kaum oder eher konservativ äusserte, gerade auch in der Literaturwissenschaft nur bedingt zur Kenntnis genommen worden.

Der dazugehörige, häufig nicht ohne Pathos vorgetragene deutschnationale, heute nicht ohne weiteres nachvollziehbare Patriotismus führte etwa dazu, dass Fulda, der 1914 für den aktiven Dienst bereits zu alt war, zu denjenigen gehörte, die es nach 1918 nicht bedauerten, damals den Kriegsausbruch durch Manifeste und Unterschriften bejaht zu haben, und der im November 1933 in einem Lebenslauf von sich sagen konnte: «Meine Vorfahren sind seit Jahrhunderten in Deutschland ansässig gewesen. Zeit meines Lebens war ich ein deutscher Patriot. Schon mein Vater war es in leidenschaftlichem Grad . . . So habe ich schon als Kind in meinem Elternhaus nichts anderes empfunden als Liebe zum deutschen Vaterland. In der Bibliothek meiner Eltern standen Goethe, Schiller, Lessing und andere deutsche Klassiker . . .» (S. 1030f.) Am 30. März 1939, als die Lage völlig aussichtslos geworden war, machte der dann Neunundsiebzigjährige seinem Leben ein Ende.

Allein schon von der Thematik der Hoffnung und Irrtümer eines deutsch-jüdischen Schicksals her lohnt es sich,

vom vorliegenden Briefwechsel Kenntnis zu nehmen, darüber hinaus aber sei ein weiteres Anliegen der Herausgeber, «*Fuldas Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte mit Hilfe seiner Korrespondenz in möglichst vielseitiger Form exemplarisch zu dokumentieren*», hervorgehoben.

Die Auswahl besteht aus 510 Briefen von und an Ludwig Fulda. Der von 1884 bis 1912 dauernde Briefwechsel zwischen letzterem und Paul Heyse bildet dabei einen besonderen Schwerpunkt. Aber auch durch Namen wie Hermann Sudermann oder Arthur Schnitzler werden Akzente gesetzt, wie überhaupt die Namen der Briefautoren und -empfänger ein breitgefächertes, von Theodor Fontane bis Stefan Zweig reichendes, Panorama der damaligen literarischen und kulturellen Szene bieten. Zu dieser gelungenen Auswahl, bei der es sich weitgehend um Erstver-

öffentlichungen handelt und deren Grundstock dem seit 1955 im Freien Deutschen Hochstift befindlichen Nachlass Ludwig Fuldas entnommen ist, gesellen sich im zweiten Teilband reichhaltige Kommentare, ausgewählte Selbstzeugnisse und eine ausführliche Bibliographie sowohl der Primär- als auch der Sekundärliteratur.

Zusammen mit den praktischen Registern handelt es sich um eine Ausgabe, an der jeder, der sich mit dem literarischen Leben der Zeit zwischen 1880 und 1933 befasst, nicht vorbeigehen kann, und die es verdient hätte, nicht im Manuskriptdruck erschienen zu sein.

Carel ter Haar

¹ Ludwig Fulda, Briefwechsel 1882–1939, 2 Bände. Hrsg. von Bernhard Gajek und Wolfgang von Ungern-Sternberg. Peter Lang Verlag, Frankfurt a. Main / New York / Paris 1988.

BAG- Licht

**Sichtbar
besser**



BAG TURGI

5300 Turgi 056-23 01 11
8023 Zürich 01-272 58 44
